

Das Andere denken

Repräsentationen von Migration in Westeuropa und den USA im 20. Jahrhundert

Bearbeitet von

Sebastian Berg, Johanna Drescher, Inke Du Bois, Sebastian Klöß, Maren Möhring, Alexander Pinwinkler,
Grazia Prontera, Claudia Roesch, Monika Salzbrunn, Imke Sturm-Martin, Reet Tamme, Daniel Tödt,
Gabriele Metzler

1. Auflage 2013. Taschenbuch. 331 S. Paperback

ISBN 978 3 593 39900 3

Format (B x L): 14 x 21,3 cm

Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Volkskunde > Kultureller Wandel, Kulturkontakt, Akkulturation

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' is written in a smaller, red, all-caps sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe

Einleitung

Gabriele Metzler

Die europäischen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts waren »Gesellschaften in Bewegung«. Menschen verließen ihre Heimat, um sich vor kriegesischen Auseinandersetzungen in Sicherheit zu bringen; sie wurden zur Abwanderung gezwungen, weil irrwitzige, menschenverachtende Siedlungsprogramme dies vorsahen; oder sie suchten anderswo nach besseren Lebenschancen, nach Arbeit und Wohlstand. Erfahrungen mit diesen Formen und Ursachen von Migration waren im Europa des 20. Jahrhunderts nicht neu, sondern ließen sich über Jahrhunderte zurückverfolgen. Gleichwohl blieben Migranten und Migrantinnen in den Ankunftsgesellschaften die »Fremden«, die »Anderen«, die, wenn nicht als Bedrohung, so doch als Herausforderung der bestehenden Ordnung betrachtet wurden. Dies galt umso mehr für jene Zuwanderer aus Räumen außerhalb Europas, die im Gefolge der Auflösung der europäischen Kolonialreiche nach dem Zweiten Weltkrieg in wachsender Zahl den Kontinent erreichten und hier gerade die Gesellschaftsgeschichte von Staaten mit starker kolonialer Tradition (namentlich Großbritannien und Frankreich) prägten.

Historiker und Sozialwissenschaftler haben lange Zeit den gesellschaftlichen Wandel in Folge von Migration in der nüchternen Sprache demographischer Statistiken verhandelt. Sie haben nach der Entwicklung des Politikfeldes »Einwanderungspolitik« gefragt und danach, wie Einbürgerungspolitik und Staatsangehörigkeitsrecht auf die sich wandelnden Gegebenheiten reagierten. Dafür, dass die Forschung dabei nicht selten auf zeitgenössische Zuschreibungen und Kategorien zurückgriff, wurden Historiker im Grunde erst im Zuge ihrer Öffnung gegenüber kulturwissenschaftlichen Zugängen sensibel, wie Imke Sturm-Martin in ihrem Beitrag zeigt. »Immigrant« und »Emigrant« sind solche Zuschreibungen; aber auch Bezeichnungen für ethnische Minderheiten und überhaupt die Kategorie »Ethnizität« sind essentialistische Deutungen, die ein »So-sein« absolut setzen und soziale und kulturelle Hierarchisierungen a priori in sich tragen. Dies gilt auch für vermeintlich positive, Migrantinnen und Migranten gegenüber aufgeschlossene politische Konzepte wie dasjenige des »Multikulturalismus«, das in den 1990er Jahren eine kurze Blütezeit erlebte, inzwischen aber selbst kritisch hinterfragt wird. Sebastian Berg erhellt dies in seinem Beitrag am britischen Beispiel.

Aus der Verbindung von cultural turn und postkolonialen Perspektiven haben Historiker und Sozialwissenschaftler sich neue Sehweisen auf Migration und Migrationsgesellschaften angeeignet. Das kulturwissenschaftliche Konzept der ›Repräsentation‹ erweist sich als geeignetes Instrument, nach Konstruktionen von Weltsichten zu fragen. Repräsentationen sind Organisationsformen des Wissens, mit deren Hilfe Menschen die Welt, die sie umgibt, deuten und ihr Sinn verleihen; mit denen sie einander begegnen und die ihre Begegnungen vorstrukturieren. Menschen haben immer schon eine Vorstellung vom ›Anderen‹, wenn sie dem ›Anderen‹ begegnen; und ohne ›das Andere‹ können sie ›das Eigene‹ gar nicht erkennen. In der Begegnung verändern sich Repräsentationen, und zwar immer sowohl vom ›Anderen‹ als auch vom ›Eigenen‹. In diesem Sinne stellen Repräsentationen soziale Ordnung nicht nur dar, sondern sie stellen sie immer auch her. Das zeigt die Geschichte der westeuropäischen und US-amerikanischen Gesellschaften, wie sie die Beiträge dieses Bandes beleuchten, geradezu beispielhaft.

Wenn nach Formen und Organisation von Wissen über soziale Zusammenhänge gefragt wird, rücken in modernen Gesellschaften die Wissenschaften zwangsläufig ins Blickfeld. Denn in ihnen haben sich wissenschaftliche Experten als Deutungseliten etabliert, die Kategorien zur Erfassung sozialer Phänomene vorgeben und dadurch sozialen Handlungssinn produzieren. Expertenwissen ist eine Form der Repräsentation sozialer Ordnungen, aus dem sich immer auch handlungsleitende Perspektiven gewinnen lassen. Wissenschaftliche (Sub-)Disziplinen können entstehen, wenn gesellschaftliche Entwicklungen als problematisch und bedrohlich für die bestehende Ordnung gedeutet werden, genauso wie vor diesem Hintergrund Sozialexperten auf Basis ihrer Deutungen social engineering propagieren und betreiben können. Im einzigen Aufsatz in diesem Band, der über Westeuropa und die USA hinausgeht, beleuchtet Alexander Pinwinkler am Beispiel der österreichischen Ersten Republik und des austrofaschistischen ›Ständestaates‹, wie Statistiker und Rechtswissenschaftler Kategorien von ›Minderheiten‹ und ›Volksgruppen‹ schufen, aus denen sich politische Handlungsmaximen ableiteten. Reet Tamme zeigt, wie sich die race relations-Forschung in Großbritannien nach der Erfahrung der ›Rassenunruhen‹ (auch dies eine zeitgenössische Zuschreibung!) am Ende der 1950er Jahre etablieren und für lange Zeit die maßgeblichen Deutungen sozialer Ordnung vorgeben konnte. Der Beobachtung und Beschreibung des ›Anderen‹ durch Experten sind (normative) Ansichten über das ›Eigene‹ stets immanent, etwa wenn

Familienstrukturen und familiäre Praktiken als ›fremd‹ markiert werden. Claudia Roesch zeigt dies für die US-amerikanischen Sozialexperten und verdeutlicht zugleich, dass in ihrem Blick auf mexikanische Familien immer Repräsentationen der weißen amerikanischen Familie mit verhandelt wurden. Die ›Fremden‹, die ›Migranten‹, die ›Anderen‹ erscheinen in diesem Kontext als bloße Objekte hegemonialer Zuschreibung und Abgrenzung. Auf diese Weise werden der ›koloniale Blick‹ und koloniale Praktiken der Inklusion und Exklusion in postkolonialen Gesellschaften perpetuiert. Jedoch treten im selben Maße wie solche Perpetuierungen auch Prozesse der Subjektivierung zutage, die in jüngerer Zeit auch als solche wissenschaftlich ernst genommen und nicht auf das bloß Folkloristische reduziert werden. Das Beispiel der race relations-Forschung gibt darüber in geradezu paradigmatischer Weise Auskunft, zog die etablierte Forschung auf diesem

Feld seit Beginn der 1970er Jahre doch die scharfe Kritik auf sich, sie wurde die bestehende hegemoniale weise Ordnung bloß affirmieren. Theoretiker der aufkommenden Postcolonial Studies machten deutlich, wie sehr essentialistische Zuschreibungen dominierten und wie das Anderssein in soziale Ordnungen eingeschrieben wurde. Prozesse der Subjektivierung lassen sich auch in kulturellen Praktiken erkennen, in denen Migranten und Migrantinnen ihre eigenen Vorstellungen von dem, was sie sind, und von der Welt, aus der sie kommen, mitteilen. Dass es die gemeinsame Vergangenheit und die verbindenden Traditionen aus der Herkunftsgesellschaft nicht gibt, sondern dass sie ebenfalls (durchaus kontrovers) ausgehandelt werden, legt das Konzept der Repräsentation bereits nahe. Deutungen der Welt und des eigenen Wir in der Welt werden auf die Strasse getragen, sie werden öffentlich gemacht, sei es in Festen, sei es in der Musik oder in anderen Vermittlungsformen. Hybride Identitäten entstehen, wenn etwa Jugendliche maghrebinischer Herkunft sich Marseille als einen Raum aneignen und ihn als eigenen Raum deuten, wie Daniel Todts Beitrag über die französische Rapmusik zeigt. Gleiches gilt für die afrokaribischen Gruppen, die ab Ende der 1950er Jahre in London Carnival als eigene Tradition(en) entdecken, deuten und praktizieren. Sebastian Klos macht in seinem Beitrag deutlich, wie sehr der Notting Hill Carnival Gegenstand kontroverser Aushandlungen war, eine Projektionsfläche, auf die sich unterschiedliche Deutungen jamaikanischer oder trinidadischer Traditionen richten ließen. West Indian culture wurde, zugespitzt formuliert, erst in London erfunden. Monika Salzbrunns ethnographische Untersuchung der Stadtteilstadt im X. Pariser Arrondissement belegt, wie städtische Räume zu Schauplatzen werden, an denen Repräsentationen

abgeglichen werden und sich wandeln; neue Identitäten entstehen, die sich am konkreten, erfahrbaren lokalen Raum festmachen.